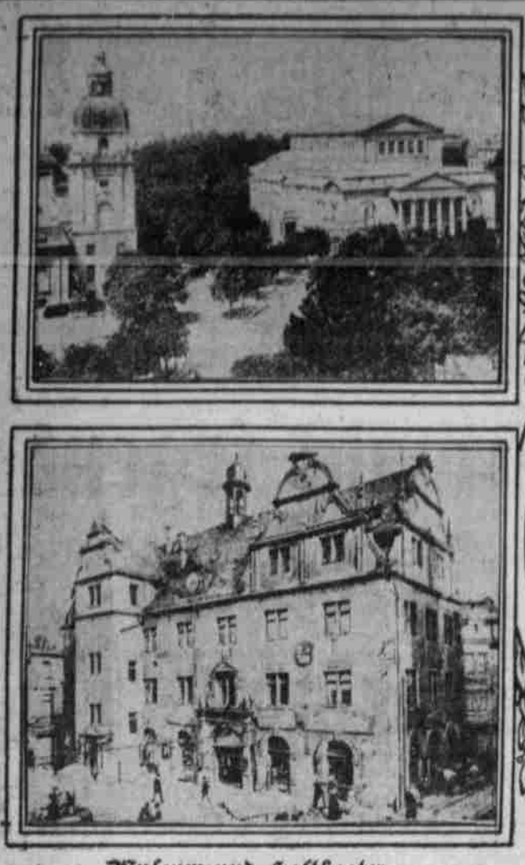
Darmstadt, die Hauptstadt des Großherzogthums Hessen.

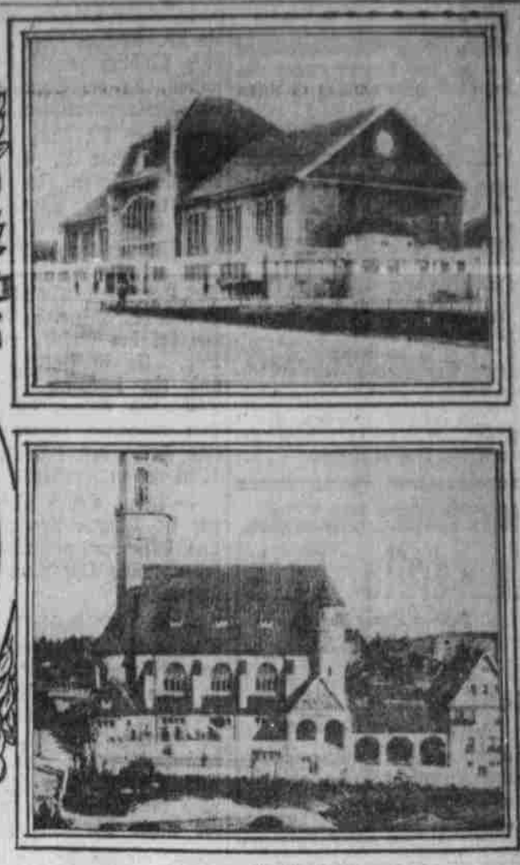


Museum und Hoftheater. Rathhaus.

Hessisches Wappen. Kriegerdenkmal.

Das großherzogliche Schloß. Ernst Ludwighaus der Künstlerkolonie.

Darmstädter Wappen. Aussichtsthurm Ludwigshöhe.



Hauptbahnhof. Paluskirche.

Es gab eine Zeit, und die ist noch nicht allzulange verstrichen, da war Darmstadt gleichbedeutend mit Langeweile. Auf der Rheinstraße konnte man von einem Ende bis zum anderen laufen, ohne mehr als einem Dutzend Menschen zu begegnen und der nachstehende Witz war bezeichnend für die großherzoglich hessische Haupt- und Residenzstadt:

Ein Mann begegnet auf der Rheinstraße einem Schutzmann und fragt ihn: „Können Sie mir vielleicht sagen, wo der Bahnhof ist?"

„Gewiß kenni' ich Ihne des sage, aber ich werr mich scheen hiete!"

„Weshalb denn?"

„Sie finn ä Fremder .... unn Sie wolle abreise."

Diese Zeiten — die guten alten Zeiten? — sind vorbei; in den letzten Jahrzehnten haben sich in Darmstadt Industrie und Handel in überraschender Weise entfaltet, die großartige Entwickelung der Technischen Hochschule zu einem weltberühmten Institut hat wesentlich zu dem kräftigen und schönen Aufblühen der Stadt beigetragen, ganz besonders hat sich aber die Stadt unter dem jetzigen Großherzog Ernst Ludwig zu einem Kunstzentrum entfaltet, das neben München eine führende Rolle in Süddeutschland spielt. In hundert Jahren ist die Einwohnerzahl Darmstadts von 15,000 auf nahezu 90,000 gestiegen.

Die Gründung Darmstadt's fällt in das fünfte Jahrhundert, aber noch im elften Jahrhundert war es ein Dorf und kam als solches an das Bisthum Würzburg. Von diesem wurde es den Grafen von Katzenellenbogen zu Lehen gegeben, welche es bald danach zur Stadt erhoben und sich hier ein Schloß erbauten, von welchem heute nur wenige Baulichkeiten vorhanden sind. 1479 fiel Stadt und Gemarkung Darmstadt erblich an die Landgrafen von Hessen. 1518 wurde Darmstadt von Franz von Sickingen bei dessen Fehde mit Landgraf Philipp dem Großmüthigen von Hessen hart bedrängt, wehrte sich aber tapfer. 1567 ward Darmstadt Hauptsitz der darmstädtischen Linie des hessischen Fürstenhauses, indem Landgraf Philipp der Großmüthige, nachdem er in seinem Lande die Reformation eingeführt hatte, dieses unter seine vier Söhne theilte, wobei seinem jüngsten Sohne Georg I. die obere Grafschaft Katzenellenbogen mit Darmstadt zufiel. Dieser wählte Darmstadt zu seiner Residenz und begann alsbald den Bau des sogen. alten Schlosses; das frühere Katzenellenbogener Schloß war 1546 im Schmalkaldischen Kriege von den Kaiserlichen unter Graf Büren erobert und gesprengt worden. Georg I. und seine Nachfolger trugen wesentlich zur Vergrößerung und Verschönerung der Stadt, sowie zur Erweiterung des Landbesitzes bei. Schwere Schädigungen erlitt Darmstadt jedoch während des dreißigjährigen Krieges und unter den Raubzügen des Mordbrenners Melac, und nur langsam konnten Stadt und Land sich unter der fürsorglichen Regierung Ernst Ludwigs (1688—1739) wieder erholen, bis es schließlich unter der „großen Landgräfin" Henriette Karoline sogar eine Blüthezeit erlebte und ein Zentrum des deutschen Geisteslebens war.

Unter Großherzog Ludwig I., der von 1806 (als Landgraf von 1790) bis 1830 regierte, vergrößerten sich die darmstädtischen Besitzungen, und die Residenz entwickelte sich in großartiger Weise, nicht minder unter seinen Nachfolgern, dem zweiten, dritten und vierten Ludwig, bis es unter Ernst Ludwig einen unvergleichlichen Aufschwung nahm. Die idyllische Residenzstadt ist seit der großen Kunstausstellung, die 1901 dort stattfand, in die Reihe der ersten Kunststädte gerückt. Früher nur eine bescheidene Rolle spielend, wird Darmstadt jetzt vielfach von Fremden besucht und namentlich als Ausgangspunkt zur Bereisung der Bergstraße bevorzugt. Der jetzige Großherzog Ernst Ludwig, hat als Protektor und Förderer von Künstlern, Malern, Architekten Darmstadt zum Mittelpunkt vielseitiger Kunstbestrebungen gemacht und im Zusammenhange damit die Hebung vieler Industriezweige hervorgerufen. Die Kunst hat in Darmstadt seit der Ausstellung 1901 eine bleibende Stätte gefunden; die Künstlerkolonie auf der Mathildenhöhe wird jeder Fremde und Einheimische mit Interesse durchwandern und sich an den architektonischen Bauten und den prächtigen Gartenanlagen erfreuen. Auch die anderen Villenviertel, sowie die neueren Straßen und Anlagen, die großen Geschäftsläden mit den Erzeugnissen des modernen Kunstgewerbes und das Leben auf den Straßen zeugen von steiem Emporblühen.

Für Darmstadt begann mit dem Regierungsantritt des Großherzogs Ernst Ludwig eine neue Zeit in der Architektur und der Baukultur. Wie sein Name mit jeder hervorragenden künstlerischen Bethätigung verbunden ist, so hat auch das Stadtbild unter dem Einflusse seiner kunstsinnigen Initiative große Bereicherungen erfahren. Frühzeitiger als dies in anderen Städten möglich war, ist in Darmstadt die Erkenntnis von der Bedeutung des Stadtbildes und der Wirkung der Architektur durchgedrungen. Ein hervorragendes Beispiel von der Durchführung eines guten Stadtbildes hat auf der Ausstellung das Mitglied der Künstlerkolonie Professor Albin Müller geboten. Auf der Mathildenhöhe lag die Nothwendigkeit vor, einen bestimmten einheitlichen Bebauungsplan zu entwerfen, sonst hätte die Gefahr bestanden, daß die künstlerischen Bauten der Mathildenhöhe in ihrer Erscheinung durch eine willkürliche, regellose Umgebung beeinträchtigt, ja zerstört worden wären. Professor Albin Müller hat im Auftrage des Großherzogs diesen Plan entworfen und ihn in künstlerisch hervorragender Weise zur Ausführung gebracht. Die in den siebziger und achtziger Jahren erschlossenen Stadtviertel im Nordwesten, Osten und Süden wurden ausgebaut und neue, zum Theil von bedeutendem Umfange, eröffnet. Das Martinsviertel und Johannisviertel wurden durch neue Straßenzüge vergrößert, im Osten entstand das Mathildenhöhheviertel, im Süden durch das sogenannte Beamtenviertel ein neuer Stadttheil. Neuerdings ist auch ein weiteres Viertel am Hohlen Weg erstanden. Die Freude an der Architektur begünstigte die Abwechselung in den Bebauungsplänen, es wurden neue reizvolle Stadtbilder geschaffen. Wie außergewöhnlich rege während der letzten Jahre in Darmstadt die Bauthätigkeit der öffentlichen Verwaltungen war, das beweist die Thatsache, daß (einschließlich des neuen Hauptbahnhofs) die Summe der Ausgaben für neue öffentliche Bauwerke weit über 40 Millionen betrug! Und dabei harren auch gegenwärtig noch eine ganze Reihe bedeutsamer kultureller Anlagen und Unternehmungen ihrer Vollendung.

Darmstadt ist im Begriff, eine Hauptstätte für den Ausbau der militärischen Luftschiffahrt zu werden. Die Fliegerstation ist schon bedeutend ausgebaut worden, und außerdem erhält die Stadt eine drehbare Halle zur Aufnahme zweier Zeppelin-Kreuzer sowie neue Truppen der Technik, der drahtlosen Telegraphie und der Luftschiffahrt.

Die unwägbaren und doch so großen Einwirkungen der Kunst erhöhen die Vorzüge der Stadt als Anziehungspunkt für alle künstlerisch empfänglichen Kreise. Tritt zu der angenehmen Wohnstadt, die nach dem Ergebnis der Vermögenssteuer die weitaus reichste Stadt Hessens ist, noch ein gesundes Vorwärtsschreiten im gewerblichen und industriellen Leben, so sind alle Bedingungen erfüllt, die der Stadt eine glückliche Zukunft gewährleisten.

Kunst und Leben.

Skizze von **Hans Friedrich.**

I.

Als der Maler Diel seinen Freund Teichmann besuchte, fand er diesen vor einer Leinwand, die mit grellen, quadratisch geformten Farbenklecksen besät war. Das Atelier selbst hatte seit dem letzten Male etwas merkwürdig Ungewöhnliches bekommen. Sämmtliche Bilder waren umgedreht und wiesen dem Beschauer ihre unbemalte Seite.

Teichmann reichte dem Besucher nur den kleinen Finger, weil er so über und über mit Farbe beschmutzt war, daß man meinen konnte, die neueste Mode wäre, Pinsel und Spachtel zu sparen und nur die Hände zu brauchen. Mit innerer Wuth malte er darauf los.

Diel blickte ihm eine Weile wortlos über die Schulter. Dann zündete er sich eine Zigarette an und musterte die Wände. Der erste Eindruck bestätigte sich. Keines der vollendeten Bilder hing richtig. Nur ein paar ganz unfertige Atelierskizzen schienen gnade gefunden zu haben und durften seine fragmentarische Nacktheit weiter präsentiren.

„Was soll denn das bedeuten?" fragte Diel erstaunt.

„Systemwechsel", antwortete der Andere verdrossen, warf die Palette hin, lief von der Staffelei, soweit er konnte, fort und maß das Werk mit kritischen Blicken. Dabei wuchsen seine Augenbrauen fast zusammen, und aus seinen eckigen, hageren Backen schoß ein merkwürdiges Roth auf.

Diel stellte sich neben ihn und räusperte sich. Mit heftigen Zügen rauchte er seine Zigarette zu Ende. Dann nahm er einen Anlauf, wie zu einer Sache, die großen Muth erforderte, und fragte: „Sag' mal, Teichmann, was soll denn das bedeuten?"

Der Andere fuhr auf, als kehrte seine Seele von weither zurück. „Was?"

Diel wies auf die Staffelei: „Nu, das."

„Ja, fühlst Du denn das nicht?"

Diel kraute sich hinterm Ohr: „Nein."

„Das ist die Seele der Landschaft."

„Waas?"

„Die Seele der Landschaft", wiederholte Teichmann mit unerschütterlichem, ein wenig pathetischem Ernst. „So wird es heißen, wenn ich es nächsten Monat bei Wegner ausstelle."

„Was ... Du willst bei Wegner ausstellen?"

„Sicher ... ist schon abgeschlossen?"

„Der hat doch nur Kubisten und Expressionisten."

„Ist das etwa kein Expressionismus?" fragte Teichmann gekränkt.

„Das schon. Aber früher ... Deine anderen Sachen" ...

„Das ist vorbei."

„Aber sie taugten doch was!"

„Sie sind von gestern. Und do[illegible] Frist zu geh[illegible]

„Und taugt nichts."

Die hagere Figur des Anderen schien einen Kopf höher zu wachsen. „Dir scheint das Verständnis für diese neue Art zu fehlen."

„Vielleicht erklärst Du sie mir ein bischen. ... Ich war jetzt drei Monate in Tirol, in der reinen Natur. ... Du hast ja die ganze Zeit hier gesessen und hast gearbeitet."

„Wie konn man das erklären! Das mußt Du fühlen. ... Da der Wiesenfleck in der Mitte" ...

„Wiesenfleck?" ...

„Da das Grüne, Bonause. ... Das ist der Zentralpunkt des Ganzen ... die seelische Basis, wenn Du willst."

„Hm, hm", murmelte Diel, was Teichmann für eine Anerkennung zu nehmen schien. Er fuhr fort: „Die Häuser links" ...

„Die Kringel?"

„Diese Häuser zittern im Sturm. Und der Baum davor ist auch nur ein einziges Zittern. Und die grauen Wolken" ...

„Die Kartoffelsäde?"

„Sie bedrohen die Häuser, die sich fürchten."

„Und was sollen denn die rothen Knödel?"

„Das links sind Blumen. Und das rechts der Unterrock einer Bäuerin, der auf der Leine im Winde weht. Sie bedrohen den grünen Zentralpunkt. Sie ziehen gegen ihn zu Felde, wenn Du das besser verstehst. ... Diese Landschaft trauert. Das grelle Gelbroth ist zu schreiend, um mit dem dunklen, fast schwarzen Grün in Harmonie zu stehen. Es drückt die Disharmonie der Stimmung aus."

Diel schüttelte den Kopf. Aber er schwieg. Teichmann sah mit zusammengezogenen Brauen weiter auf das Bild. Dann malte er wieder ein paar Striche. Sein Freund zündete sich inzwischen eine neue Zigarette an und steckte mit demselben Streichholz den Spiritus unter dem Theekocher in Brand.

So verstrichen ein paar Minuten. Da begann es Diel langweilig zu werden. Er drehte eines der Bilder um, die verkehrt an der Wand hingen. Eine Landschaft kam zutage. Vorn ein Baumgarten, mehr zurück ein Bauernhaus und ganz hinten Berge. Alles breit und locker gemalt. Eine gute, solide Arbeit voll Duft und Licht. Wenn auch nichts Neues, Himmelstürmendes.

Teichmann trat zu ihm. „Geh, häng den Schinken wieder um!"

„Das ist kein Schinken!"

„Häng es um!"

„Du wirst doch erlauben, daß ich mich im Atelier[illegible]"

Deutschlandsmanns Stirn schwoll die Zornader, [illegible] es um [illegible] auf die Zollschranken Oesterreich-Ungarns einzunehmen.

als schlüpfe es ihm über die Lippen, ohne daß er es wollte: „Es thut mir weh."

Erstaunt horchte Diel auf. Er schüttelte den Kopf und drehte das Bild um.

Das Theewasser begann gerade zu kochen. Teichmann füllte das Blechei und goß auf.

Man setzte sich an den runden Tisch, auf dem mit knapper Noth für ein paar Tassen, die Zuckerdose und die Rumflasche Platz war. Sonst lag er voll von Zeitschriften, Büchern, Studien, Briefen.

Teichmann schenkte sich reichlich Rum ein und starrte in seine Tasse, in der er mit derselben verbissenen Wuth rührte, wie er vorhin gemalt hatte.

Der Andere beobachtete ihn. Er dachte an den Ton in der Stimme seines Freundes vorhin. Da stimmte etwas nicht. Das mußte er ergründen.

„Teichmann", begann er leise und überredend. „Wie ist das gekommen mit Dir?"

„Daß ich neue Kunst mache?"

„Ja ... der Wechsel in drei Monaten" ...

„Ich habe schon früher darüber nachgedacht."

„Und Du hast mir nie etwas gesagt ... keine Zeile darüber geschrieben!"

„Ich wollte erst mit mir selbst im Reinen sein."

„Hat Dich Kandinsky mit seiner Schreiberei verführt? Oder wer sonst?"

„Natürlich habe ich auch Kandinsky gelesen. Aber nicht nur den. Na" ...

Er holte unter den Zeitungen und Briefen auf dem Tisch ein paar Bücher und Broschüren hervor. „Und ich bin in der letzten Zeit auch oft in Wegners Kunstsalon gewesen."

„Verkauft denn der was?"

„Mehr als die Andern."

„Giebt er auch Vorschüsse?"

„Ja."

„Du hast also auch einen Vorschuß von ihm?"

„Natürlich." Es sollte selbstverständlich und stolz klingen.

„So ... so." ...

„Was soll das heißen?"

„Damit hat er Dich also gekapert!"

„Was heißt gekapert?! Bitte." ...

„Na, Teichmann, wir wollen doch mal aufrichtig sein. ... Du glaubst doch nicht an all das, was Du da redest und malst!"

Auf den Backen des Anderen erwachte wieder das rothe Feuer.

„Ich bemühe mich, es zu glauben."

„Ja, und warum denn? Du bist heute über dreißig ... bist doch kein grüner Kampel mehr, der heute so und morgen so malt. ... Und Du hast gute Bilder gemalt ... hast vorzügliche Kritiken bekommen ... Ausstellungen" ...

„Und habe nie richtig was verkauft! Wenn ich zu einem Kunsthändler gegangen bin, setzte er mir den Preis um die Hälfte runter. Von fünfhundert auf zweihundertfünfzig. Und wollte auch davon noch seine Prozente ... und verkauft hat er nachher so gut wie nichts!"

„Und das da?"

„Ist schon bezahlt durch den Vorschuß und [illegible] bezahlt. Die neuen [illegible] Propaganda."

„Mit dem „Geschrei" kommen sie in die Presse. In ein paar Jahren kräht kein Hahn in der Zeitung mehr nach Euch Anderen."

„Der Rummel wird sich aber geben, wie alles von der Art."

„Wissen wir, wann?"

„Und nachher, wenn der Rummel wirklich vorbei ist" ...

„Dann haben wir wenigstens was verdient. ... Wir müssen doch leben!"

„Und die Kunst?"

Teichmanns Gesicht verzerrte sich zu einer Grimasse. „Ich pfeife auf die Kunst!"

Diel schwieg. Er fühlte, wie ernst es dem Freunde war. Und hatte er nicht eigentlich recht? War die Kunst nicht der große Götze, dem sie alle sich opferten? Und was gab sie ihnen? Ein wenig mehr Freiheit ... durchtollte Nächte. ... Das war alles. Und das ließ nach, wenn man älter wurde. Dann fühlte man nur schärfer ihre übrigen bitteren Geschenke: allerlei Entbehrungen ... oft Hunger ... und das ungeheizte Zimmer im Winter ... und nie ein richtiges Heim ... immer in Gefahr, hinausgeworfen zu werden. ...

„Schon wahr", sagte er nach einer Weile. „Uns macht ja die Kunst doch nur kaput. Uns, die wir keine Genies sind ... und die wir doch mehr geben wollen als Handwerk. ... Hätten wir nur etwas mehr gelernt als Zeichnen und Malen!"

„Du solltest es so machen wie ich."

„Das kann ich nicht."

„Warum nicht? Es gehört nicht viel dazu."

„Weißt Du ... ich hab' bloß noch zu viel Charakter. ... Ich kann nicht so Mitläufer spielen." ...

„Sind wir denn so was anderes als Mitläufer? ... Sieh mal, was ich da gemacht habe" — er wies auf die Bilder an der Wand — „das können hundert Andere auch. Also ist es für die Welt keine Nothwendigkeit, daß ich es thue. Aber für mich ist es eine Nothwendigkeit, daß ich lebe ... daß ich 'rauskomme aus den Sorgen ... daß ich nicht bei jedem Brief, den ich kriege, zusammenfahren muß, weil vielleicht wieder einer von wir sein schon lange fälliges Geld haben will und mit Pfändung droht. ... Und man wird älter ... möchte Ruhe haben ... möchte auch mal heirathen ... Sind wir denn schlechter als jeder Beamte oder sonst ein Bourgeois?!"

„Vielleicht sind wir eben zu gut!"

„Das ist Phrase. Mit dem faulen Zauber betrügen wir uns nur immer selbst. Und das muß doch mal aufhören. Wir sind doch heute über dreißig!"

„Du meinst, es ist gescheidter, wir betrügen Andere?"

„Wen betrügen wir denn? Niemand. Das Publikum kommt zu seinem Recht. Es hat seine Sensationen. Und der Kunsthändler verdient sein Geld. Er spekulirt mit uns. Wen betrügen wir also? Niemand. Es bekommt jeder nur, was er haben will. Es giebt nach uns immer wieder neue, die essen und es warm haben wollen."

„Ja ... die giebt es wohl", seufzte Diel.

„Wenn Du die Bücher haben willst ... ich borg sie Dir gern."

„Laß sein!" Diel stand auf. „Ich muß mir das erst überlegen. Mir ist ganz wirr im Kopf."

Er nahm seinen Hut und ging nach einem raschen Abschied.

II.

Es war drei Tage später, um die Mittagszeit. Der Wurstwaaren- und Delikatessenladen von Katharina Zunzinger hatte gerade stille Stunden. Im Nebenzimmer saßen deshalb die Besitzerin und der Kunstmaler Diel in ungestörtem Beisammensein.

Katharina Zunzinger war eine mittelgroße, bralle Blondine. Man sah ihr an, daß sich von den Resten, die ihr flottgehendes Geschäft ihr zu eigenem Gebrauch auf die Teller legte, gut leben ließ. Diese Reste und das Geld, das ihr Kundenkreis abwarf, waren sogar hinreichend, auch einen Mann mit zu ernähren. Darum hatte sie schon lange nach einer geeigneten Partie Ausschau gehalten. ...

Jetzt, in dieser stillen und gesättigten Mittagsstunde, war sie sehr glücklich. Sie hatte sich nämlich gerade mit Diel verlobt.

Bisher hatte es zum großen Leidwesen der ehelustigen Katharina mit den Männern einige Schwierigkeiten gegeben. Sie wünschte nur einen „besseren Herrn", denn so viel war ihr Geschäft wohl werth. Aber jedesmal sah sie sich unüberwindlichen Widerständen gegenüber. Verschiedene aussichtsvoll eingeleitete Bekanntschaften lösten sich auf, da der Beruf der „besseren Herren" mit dem Wurstwaaren- und Delikatessengeschäft nicht in Einklang zu bringen war.

So war sie trotz ihres blühenden Geschäftes schon neunundzwanzig geworden und durfte also mit Recht glücklich sein, daß Diel, den sie als soliden und zärtlichen Menschen kannte, sich um sie bewarb.

Von der Kunst hielt sie nicht viel. Ein paar Maler hatten bei ihr arge Schulden sitzen lassen. Seitdem war diese Kaste bei ihr in Verruf. Und Diel genoß nur deshalb ihr Vertrauen in so hohem Grade, weil er selber auf die Kunst als eine erbärmliche Beschäftigung schimpfte.

Als sie in dem kleinen Sofa, das mit allen möglichen Deckchen geschmückt war, dicht an ihn geschmiegt saß, bat sie: „Gel', Franzerl, mal'n thuast jetzt nimma so arg viel? Schaug, es kimmt do nix dabei raus. Wannst mi malst, no ja, des is freili a Sach für sich. Aba für andre Leit — des zahlt si net aus. ... Is ma scho liaba, Du hilfst ma im G'schäft oda wann's ans Ei'kauf'n geht. Grad da thuat a Mannsbild recht noth."

Diel schloß ihr die vollen Lippen mit einem Kuß. Ein bißchen zuckte es in ihm doch. Der große Götze wollte noch immer sein Recht an ihm zeigen. Es war deshalb gut, daß er ihm ganz aus den Fingern kam.

Als er noch jung war und das Gymnasium verließ, ehe er noch das Abiturientenexamen gemacht hatte, träumte er von Feiertagen, die ihm die Kunst schenken sollte. Das andere Leben war im Alltag gewesen.

Aber stammte er nicht schließlich aus dem Alltag?

Sein Vater hatte in einer süddeutschen Stadt Haus und Metzgerei. Er sollte studiren, da für das Geschäft zu Hause sein älterer Bruder bestimmt war. Als er erklärte, er wolle zur Akademie, waren seine Eltern gar nicht damit einverstanden. Sie hielten von der Kunst gerade so wenig wie Katharina Zunzinger.

So kehrte Diel eigentlich wieder in den Kreis zurück, von dem er sich hatte lösen wollen ... kehrte zurück, weil ihm die Malerei keine Feiertage schenkte und er des Kampfes um's tägliche Dasein müde war.

Zu Hause war es so warm und behaglich. Man konnte sich satt essen, und mehr als das. Man brauchte nicht zu frieren. Und es gab Dinge, an die man sich halten konnte, nicht nur Schlagworte, die alle paar Jahre wechselten. Und es ging ehrlich zu. Man brauchte seinen Charakter nicht zu verleugnen, brauchte sich nicht zu betrügen, wie es letzten Endes Teichmann ja doch that, wenn er dabei auch zu Geld kam und sich ein geruhiges Leben verdiente.

Diel versprach Kathi Alles, was sie wünschte.

Sie war sehr glücklich.

Und er war ... auch ... glücklich ...

Denn sie hatte ihm ihren Frieden gegeben ...

Der Kanarienvogel im Bauer sang leise trillernd. Zu Hause hatten sie auch einen gehabt. Sonderbar, wie dieses Zuhause wieder auf wachte. Die Stadt im Thal, inmitten der sanften, grünen Berge. Die eng aneinander geduckten Häuser, über denen der blaue Rauch stand. Und der Kirchthurm mit dem Storchnest. Früher hatte er über dieses Kleinbürgerthum oft gespottet. Morgen wollte er seinen Leuten schreiben, daß er sich verlobt hätte. Sie würden zufrieden sein ...

Als Diel von seiner Verlobten ging, wollte er zu Teichmann.

Sein Weg führte ihn an Wegner's Kunstsaloon vorüber. Zuerst wollte er nicht stehen bleiben. Aber der Götze, dem er untreu geworden war, rief ihn noch einmal.

Als er hinsah, prangte da, groß und fast das eine ganze Schaufenster füllend, das Gemälde seines Freundes. Von einem Goldtäfelchen hob sich stolz der Titel: „Seele der Landschaft.". Ein unscheinbares, Bescheidenheit vortäuschendes weißes Pappschild trug in rothen Buchstaben das freudige Wort „Verkauft."

In diesem Augenblick wachte doch etwas wie Neid in Diel auf. Rasch wandte er sich ab. Er wollte doch nicht mehr zu Teichmann gehen. Er konnte ihm ja schreiben, daß er sich verlobt hätte und schon bald, in vier Wochen, an dem Ziel sein würde, das der Andere erst in jahrelanger Arbeit erreichen wollte.

Sein Neid war schon wieder geschwunden.

Er dachte an Kathi's friedliches Zimmer, an den Kanarienvogel und ihre zärtlichen Küsse.

Vergnügt pfeifend schlenderte er weiter und kaufte einen großen Blumenstrauß. Jetzt konnte er sich ja eine solche Ausgabe leisten.

Der Schützling.

Vom Firnistag des Salons der "Artistes franais" verrät ein Pariser Blatt eine lustige kleine Geschichte. Ein paar Künstler standen zusammen und plauderten; da ging, hocherhobenen Hauptes und seiner Würde sich voll bewußt, ein sehr bekannter und berühmter Pariser Maler vorüber. Sein Name sei verschwiegen. Die Künstler blickten ihm nach. „Kennen Sie schon sein letztes Abenteuer in Venedig?" „Welches? Er hat ja so viele." „Das letzte. Vom vorigen Jahr. Der Meister weilte in Venedig und wandelte am Kai spazieren. Da sieht er eine kleine Staffelei und davor einen Maler, der allerlei Farbennotizen auf seine Leinwand wirft. Wahrscheinlich irgendein wackerer Dilettant. Der Meister tritt an die Staffelei heran, wirft einen Blick auf die Farben, zieht die Brauen hoch; er ist erstaunt. „Gar nicht so schlecht, gar nicht mal so schlecht." Und wohlwollend wendet er sich an den Maler: „Sie sind nicht ganz unbegabt, Sie haben ein gewisses Talent. Wenn Sie gern bei den "Artistes franais" ausstellen möchten, dürfen Sie sich auf mich berufen. Hier ist meine Karte." Der brave Dilettant nahm die Karte und las sie, ohne sich sichtlich aufzuregen. Der Meister hatte sich schon würdig zum Gehen gewandt, da rief ihn der Fremde zurück: „Verzeihen Sie, mein Herr, Sie müssen doch auch zumindest den Namen Ihres Schützlings erfahren. Ich bin der amerikanische Maler John Savour Sargent. Ich habe schon in Paris ein wenig ausgestellt." Der Meister wurde sehr verlegen." ....

Ein neues Schwindel-Genie.

Die Schwindeleien des in Schwerin verhafteten städtischen Elektrizitäts-Direktors Schröder stehen, so wird aus Schwerin gemeldet, denen des Kösliner Bürgermeisters Thormann kaum nach. Man ist hier wie dort jetzt allgemein erstaunt, daß er sein Treiben in den engen Verhältnissen der kleinen Residenz so lange fortgesetzt hat, obwohl seine sehr mangelhafte Vorbildung nicht verborgen bleiben konnte. Er hatte einen langfristigen Vertrag mit Bezügen bis zu 8000 Mark, aber bald stellten sich im Werk allerlei Mängel heraus, denen der Direktor ratlos gegenüberstand. Auswärtige Sachverständige mußten immer wieder zugezogen werden, um den Betrieb zu regulieren. Dann wurde durch Zufall entdeckt, daß Schröders Erzählung, er sei Burschenschafter gewesen, erlogen war. Trotzdem spielte Schröder weiter in der Gesellschaft eine große Rolle und noch im letzten Winter arrangierte er alle großen Festlichkeiten. Dabei konnte auch seine völlig unzulängliche Erziehung niemandem verborgen bleiben. Er hatte kein Abiturium, ja nicht einmal ein Einjährigenzeugnis. Man weiß nicht, ob Schröder sein richtiger Name ist. Weiter hat er es verstanden, bei einer großen Anzahl von hiesigen Geschäftsleuten Schulden in Höhe von vielen tausend Mark zu machen.

Montenegro auf Serbiens Seite

Die Regierung von Montenegro